

Leseprobe aus:

Sarah M. Broom
Das gelbe Haus



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



SARAH M. BROOM

**DAS GELBE
HAUS**

**LEBEN UND ÜBERLEBEN
EINER FAMILIE
IN NEW ORLEANS**

Memoir

Aus dem Englischen
von Tanja Handels

Hanser Berlin

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
The Yellow House bei Grove Atlantic in New York City.

Der Text enthält Ausschnitte historischer Dokumente,
die diskriminierendes Vokabular verwenden. Den Wünschen der Autorin
entsprechend, wurden diese originalgetreu wiedergegeben.

Die Auszüge aus den nicht ins Deutsche übertragenen
englischen Originaltexten wurden von Tanja Handels übersetzt.

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27227-9

© 2019 by Sarah M. Broom

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2022 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Ratth/Getty Images

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

FÜR DREI FRAUEN, MIT LIEBE UND HERZ



Amelia »Lolo«



Auntie Elaine



Ivory Mae

INHALT

KARTIERUNG 9

ERSTE BEWEGUNG | DIE WELT VOR MIR

- I Amelia »Lolo« 25
- II Joseph, Elaine und Ivory 33
- III Webb 50
- IV Simon Broom 60
- V Kurzes Stück einer langen Straße 67
- VI Betsy 86
- VII Die Krone 93

ZWEITE BEWEGUNG | DAS HAUS IN TRAUER

- I Verstecke 123
- II Ursprünge 126
- III Das Haus in Trauer 133
- IV Kartierung meiner Welt 139
- V Vieraue 155
- VI Anderswo 160
- VII Innenräume 171
- VIII Zungen 194
- IX Entfernungen 203
- X 1999 214

DRITTE BEWEGUNG | FLUT

- I Laufen 227
- II Überleben 230
- III Ankommen 242
- IV Begraben 249

| | | |
|------|------------|-----|
| V | Nachspüren | 257 |
| VI | Auslöschen | 262 |
| VII | Vergessen | 267 |
| VIII | Perdido | 299 |

VIERTE BEWEGUNG | DO YOU KNOW

WHAT IT MEANS? NACHFORSCHUNGEN

| | | |
|------|-----------------------------|-----|
| I | Zu Gast | 333 |
| II | Saint Rose | 340 |
| III | Saint Peter | 345 |
| IV | McCoy | 360 |
| V | Fotomotiv | 368 |
| VI | Nachforschungen | 381 |
| VII | Geister | 387 |
| VIII | Dunkle Nacht, Wilson Avenue | 406 |
| IX | Rasenmähen | 414 |

DANACH 421

| | |
|---------------|-----|
| Danksagung | 425 |
| Bildnachweise | 431 |
| Literatur | 432 |

KARTIERUNG

Kartier du, was du siehst
Danach kartier ich, was du niemals siehst
Und dann darfst du raten, wessen Karte größer ist?

KEI MILLER

Eine Karte lesen zu lernen heißt, von der Kultur des
jeweiligen Kartografen indoktriniert zu werden.

PETER TURCHI

VON GANZ WEIT OBEN, in einer Höhe von viereinhalbtausend Metern, aus der Luftbilder aufgenommen werden, ist die Wilson Avenue 4121, die Adresse, die ich am besten kenne, bloß ein winziger Punkt, ein grünlischer Schorf. Auf Satellitenaufnahmen aus noch größerer Höhe löst sich meine einstige Straße ganz in der Stiefelspitze von Louisiana auf. Von dieser Warte aus könnte man meinen, unsere Adresse, jetzt mikroskopisch klein, liege im Golf von Mexiko. Abstand bietet Perspektive, führt aber auch zu Trübungen, Fehlinterpretationen. Mein Bruder Carl wäre aus so großer Höhe nicht zu sehen.

Carl, auch bekannt als mein Bruder Rabbit, versitzt ganze Tage und Nächte an der Wilson Avenue 4121, mindestens fünfmal die Woche, wenn er seine Pflichten als Wartungsarbeiter bei der NASA erfüllt hat und nicht gerade beim Angeln oder sonst am Wasser ist, wo er sich am liebsten aufhält. Viertausendundfünfzehn Tage nach der Flut, weit über jedes menschliche Ermessen von Nachrichtenzyklen hinaus, sitzt da immer noch ein magerer Mann in Shorts, mit weißen, bis zu den Kniescheiben hochgezogenen Strümpfen und einem Goldrahmen um den einen Schneidezahn.

Manchmal trifft man Carl allein auf unserem Grundstück an, wo er auf einer Kühlbox thront, den Blick suchend schweifen lässt, als wartete er auf ein Zeichen, als wartete er auf ein Wunder. Oder aber er sitzt an einem pekannussfarbenen Esstisch mit aufwendig gedrechselten Beinen und hält dort Hof. Dieser Tisch, an dem Carl manchmal sitzt, steht an der Stelle, wo früher unser Wohnzimmer war, jetzt aber statt eines Fußbodens wieder grünes Gras zu wachsen versucht.

Seht dort Carl, wie er mit dem langen Arm gestikuliert, falls ihm gerade danach ist, und eine dunkle Sonnenbrille trägt, auch noch am späten Abend. Seht ihn dort, Rabbit, wie er die Beine an den Knöcheln kreuzt, ein langgliedriger Mann, ganz verknotet.

Ich sehe ihn jetzt dort, vor meinem geistigen Auge, schweigend, mit einem Bier in der Hand. Er babysittet eine Ruine. Aber weder würde er

das je so formulieren noch so empfinden; er würde das Gelbe Haus nie auf diese Weise verraten.

Häufig trifft Carl auf Gesellschaft an der Wilson Avenue, wo er Wache hält. Freunde treffen ein und öffnen ihren Kofferraum, Kühltaschen mit geeistem Alkohol kommen daraus zum Vorschein. »Greif zu, Baby«, sagen sie dann. Muss jemand pinkeln, geschieht das dort, wo früher unser Fernsehzimmer war. Oder die Leute benutzen das knallblaue Dixi-Klo, das hinten im Garten steht, da, wo früher der Schuppen war. Das lotrechte Plastikhäuschen ist heute das einzige Bauwerk auf dem Gelände. Auf seiner Tür steht in weißen Druckbuchstaben auf schwarzem Grund: City of New Orleans.

Ich habe einen Stapel von zwölf, dreizehn Büchern über New Orleans, die seine Geschichte erzählen. *Beautiful Crescent, New Orleans Yesterday and Today, New Orleans as It Was, New Orleans: The Place and the People, Fabulous New Orleans, New Orleans: A Guide to America's Most Interesting City*. Und so weiter und so fort. Jedes davon habe ich einzeln durchgeblättert, vorbei an umfangreichen Passagen über das French Quarter, den Garden District und die St. Charles Avenue, auf der Suche nach dem Viertel, in dem ich aufgewachsen bin, New Orleans East. Es findet selten und spärlich Erwähnung, als Nachsatz. Führungen durch diesen Teil der Stadt gibt es nicht, bis auf die Katastrophen-Bustouren, die seit dem Hurrikan Katrina eine eigene Branche bilden, Besucherinnen und Besucher herumkutschieren und ihnen die große Verwüstung in Gegenden zeigen, die vor der Flut kein Mensch kannte oder je betreten hat, mit Ausnahme ihrer Anwohner.

Stellt euch vor, die Straßen sind totenstill, und einst lebten Menschen in diesen totenstillen Straßen, doch von dem, was ihnen einmal gehörte, ist nichts mehr übrig. Die wenigen Überlebenden, die sich dort noch aufhalten, in diesen Gerippen von Nebenstraßen schuften, tragen blaue Ganzkörperschutzanzüge zum Wegwerfen und Masken über Mund und Nase, damit ihnen der schwarze Schimmel nicht zusetzt, der überall in ihren Häusern wuchert, die Wände erklimmt, glitschig-abstrakte Formen auf dem Fußboden bildet. Und währenddessen, während man sich

fragt, ob man überhaupt noch Reste von irgendetwas finden wird, was einem jemals wichtig war, fahren Touristen in klimatisierten Bussen vorbei und knipsen Fotos von dieser ganz persönlichen Verwüstung. In gewisser Weise bestätigt es mich auch, dass die Touristen den entsetzlichen, zerstörerischen Akt zur Kenntnis nehmen, aber trotzdem kommen sie mir wie Eindringlinge vor. Und ich glaube auch nicht, dass die Busse es jemals bis in die Straße geschafft haben, in der ich aufgewachsen bin.

In einem der Bücher von meinem Stapel, das die Vororte beschreibt, ist zwar New Orleans East nicht aufgeführt, dafür aber Jefferson Parish, das bereits jenseits der Stadtgrenzen liegt, sowie etliche Friedhöfe. Friedhöfe zählen meines Wissens nicht als vollwertige Stadtviertel, auch wenn die oberirdischen Grabstätten in der örtlichen Überlieferung gern als »Häuser der Toten« bezeichnet werden.

Auf einem detaillierten Stadtplan, den ich einmal in einer Avis-Filiale bekam, ist das French Quarter zart türkis unterlegt und wird in einem Kasten ganz unten auf der Seite vergrößert. New Orleans East ist abgeschnitten, ein Ort im Außerhalb, eine Leerstelle auf der Karte, die man im Kopf hat. Das mag praktische Gründe haben. New Orleans East ist fünfzigmal so groß wie das French Quarter, es macht ein Viertel der bebauten Stadtfläche aus. Ordentlich kartografiert würde es die ganze Seite verschlucken.

Und so offenbart die Avis-Karte nicht, dass man, um die etwa elf Kilometer vom French Quarter zu dem Gelben Haus zurückzulegen, in dem ich aufgewachsen bin, zunächst auf der Interstate 10 nach Osten fahren muss. Als dieser Abschnitt der Autobahn 1968 eröffnet wurde, waren dafür mehrere hundert gewaltige Eichen entlang der Claiborne Avenue, für meine Mutter und Großmutter noch die Schwarze Einkaufsstraße, gefällt, ihr Wurzelwerk zwangsgeräumt worden. Einhundertfünfundfünfzig Häuser wurden abgerissen, um Platz zu schaffen.

Fährt man also auf der Interstate, sieht man an den Schildern mit der Aufschrift »Vieux Carré Final Exit«, dass man auf dem richtigen Weg ist, aber man nimmt diese letzte Ausfahrt nicht. Man bleibt auf der Schnellstraße.

Nach weiteren sechseinhalb Kilometern kommt man auf eine Brü-

cke, die wir High Rise nennen, weil sie sich so theatralisch über den Industrial Canal hinwegwölbt, der den Mississippi mit Lake Pontchartrain verbindet, das östliche New Orleans aber zugleich vom Rest der Stadt abgrenzt. Oben auf der High Rise kommt es einem vor, als verharre man kurz auf der Schwelle zu einer Entdeckungsreise, aber der Abstieg ist grausam steil.

Recht plötzlich biegt man dann auf den Chef Menteur ab, einen vierspurigen Highway, erbaut auf einem Höhenzug, der früher von verschiedenen Stämmen amerikanischer Indigener überquert wurde, heute aber Autos bis nach Florida oder Texas bringt. Der Chef Menteur trennt das kurze, industrialisierte Stück der Wilson Avenue, in dem ich aufgewachsen bin, von einem längeren Wohngebiet, das hauptsächlich aus Backsteinhäusern besteht und aus meiner Grundschule, ursprünglich nach Jefferson Davis benannt, dem einzigen Präsidenten der Konföderierten Staaten von Amerika, und später dann nach Ernest Morial, dem ersten Schwarzen Bürgermeister von New Orleans. Heute ist sie namenlos – eine grasbewachsene Fläche mit einem Maschendrahtzaun ringsherum.

Noch heute, beim Schreiben, beunruhigt es mich, was es für uns – mich und meine elf Geschwister – bedeutete, den Chef Menteur Highway zu überqueren, damals, wie auch heute, ein weites Meer der Prostitution, wo Autos halten, mitunter halb auf dem Bürgersteig, oder langsam neben einem herfahren, selbst wenn man nur ein Kind war, das zum Einkaufen losgeschickt wurde; in den Autos saßen fast nur Männer, immer auf der Suche nach dem nächsten Deal.

Die Autos konnten einen auch erfassen und über den Highway schleifen, ohne es selbst zu merken, so wie es meiner Schwester Karen einmal passiert ist, als sie acht Jahre alt war. Oft fanden Raser auf diesem Highway ihr Ende. Auch Alvin, mein Kindheitsfreund, sollte so sterben. Man musste jederzeit damit rechnen, gepackt und entführt zu werden, wenn man gerade auf dem *neutral ground*, dem »neutralen Boden« des Chef Menteur, stand, wie wir in New Orleans die Mittelstreifen nennen. Oder gesehen zu werden, obwohl man dort lieber nicht gesehen werden wollte, so wie ich, als ich, schon fast eine junge Frau, möglichst niemandem zeigen wollte, wo ich wohnte. Denke ich an den Chef Menteur Highway und an das

Abgeschnittensein – vom anderen Ende der Straße, vom Zentrum der Stadt, einfach abgeschnitten –, dann denke ich auch an all dies.

Benannt wurde der Chef Menteur Highway entweder nach einem Häuptling der Choctaw oder nach einem Gouverneur, der zu viele Lügen erzählt hat. Aus dem Französischen übersetzt bedeutet der Name so viel wie »Lügenboss«. Die Poesie der Namen von New Orleans. Das Rathaus steht an einer Straße, die »Verloren« heißt. *Perdido*.

Ist man also auf den Chef Menteur abgebogen, bleibt man für gut anderthalb Kilometer auf der äußersten rechten Spur. Unterwegs passiert man eine Chevron-Tankstelle, einen Ersatzteilladen und leere Plakatwände, die für gar nichts werben. Man befindet sich mitten im »wahren Niemandsland«, wie es in zahllosen, in den Achtzigern und Neunzigern veröffentlichten Büchern und Artikeln heißt, das mit »verwilderten Gärten und veralteten Plakaten« geschlagen ist und wo sich »ermattete Sechzigerjahre-Gewerbebauten mit martialisch umzäunten Brachflächen [...] und nüchternen Siebzigerjahre-Wohnhäusern abwechseln«. Wo »über allem eine generelle Tristesse liegt«.

Rechts und links passiert man heruntergekommene Wohnblocks, Siedlungen, die früher The Grove, The Goose und The Gap genannt wurden und in denen meine heranwachsenden Brüder Verbündete und Feinde fanden und mein Bruder Darryl einmal, mitten auf einer Schulparty, von einer Kugel im Gesicht gestreift wurde. Man kommt an einem leerstehenden Gebäude vorbei, das früher eine Bank war; Mom und ich hielten dort oft am Drive-in-Schalter, wo der Bankangestellte mit dem Einzahlungsbeleg einen Lutscher nach draußen reichte. Man sieht auch das Causey's Country Kitchen, das Soul-Food-Restaurant, wo nach der Flut ein Luxusreisebus, der zuvor noch auf dem Parkplatz gestanden hatte, in der Theke feststeckte.

Nun näher an unserer Straße entdeckt man Natal's Supermarket, im Grunde nicht mehr als ein Eckladen, in den Mom mich als Kind immer schickte, um »Leberwurst« zu kaufen. Jahre später, als ich in Berkeley studierte, sah ich, dass diese Leberwurst, die damals praktisch nichts gekostet hatte, hübsch präsentiert und unter der Bezeichnung »Leberpastete« für neun Dollar das Pfund verkauft wurde.

An der Ampel, wo die Wilson Avenue den Chef Menteur kreuzt, biegt man an den Grundmauern rechts ab, auf denen früher einmal eine Reifenwerkstatt stand und davor ein Waschsalon, der meinen älteren Geschwistern 1965 Schutz vor dem Hurrikan Betsy bot.

Ist man dann rechts in das kürzere Stück der Wilson Avenue eingebogen, erscheint auf der linken Seite ein brachliegendes Grundstück, auf dem früher die Tankstelle war und Mr.Spanata aus Italien seinen Familiensitz errichtet hatte. Alles fort. Daneben steht das Häuschen, das Ms.Schmidt, ursprünglich aus dem Westteil der Stadt, bewohnte und nach ihr zu unterschiedlichen Zeiten meine Geschwister Michael, Karen und Byron. Heute lebt dort niemand mehr.

Daneben wiederum (bis auf eines lagen alle Wohnhäuser im kurzen Stück unserer Straße auf der linken Straßenseite) repräsentiert eine Betonplatte das Haus, das die Familie Davis bewohnte, bis sie irgendwann genog vom kurzen Stück der Wilson Avenue hatte und wegzog.

Anschließend kommt man zu Ms.Octavias cremeweißem Shotgun-Haus, das heute ihrer Enkelin Rachelle gehört – der einzig verbliebenen rechtmäßigen Anwohnerin der Straße –, und schließlich erreicht man das, was früher einmal unser Gelbes Haus war.

Meine Mutter, Ivory Mae, hat das Haus 1961 gekauft, da war sie neunzehn Jahre alt. Es war ihr erstes und einziges Haus. In seinen vier Wänden hat sich meine Mutter ihre Welt erschaffen. Zwölf Kinder sind durch seine Türen gegangen: die Nachkommen von Ivory Mae Broom und ihrem ersten Mann Edward Webb, die Nachkommen von Ivory Mae Broom und Simon Broom sowie die von Simon Broom und seiner ersten Frau Carrie Broom. Das sind wir, Simon junior, Deborah, Valeria, Eddie, Michael, Darryl, Carl, Karen, Troy, Byron, Lynette und Sarah. Wir überspannen die Generationengrenzen, sind seit den Vierzigern in jedem Jahrzehnt geboren. Ich selbst kam zehn Stunden vor Beginn der Achtziger zur Welt.

Als Kleinste in einer Familie mit elf älteren Ansichten, elf komplett unterschiedlichen Schlachtrufen, elf fordernden Hörgefälligst-aufmich-Stimmen – lauter Varianten der gemeinsamen Geschichte –, als ewiges Baby, wird es zur Überlebensfrage, sich seine eigene Geschichte

zu erschaffen. Neutralen Boden kann es in einem solchen Szenario nicht geben.

Und doch, ein Gefühl des Übergriffigen bleibt, des Wissens, dass ich die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf stelle, indem ich die Geschichte der Menschen aufschreibe, die mir vorausgegangen sind – die mich gewissermaßen ausmachen.

Als ich Simon, meinen ältesten Bruder, der jetzt in North Carolina lebt, anrufe, um ihm auseinanderzusetzen, was ich alles wissen möchte und warum, äußert er die Sorge, ich könnte, indem ich es hier aufschreibe, alles erschüttern, zerpfücken und niederreißen, was die Familie Broom sich jemals aufgebaut hat. Er möchte heute in der Zukunft leben und die Vergangenheit vergessen. »Da ist so viel, bei dem wir uns unbewusst geeinigt haben, dass wir's nicht wissen wollen«, sagt er. Als er sich genauer nach dem Projekt erkundigt, antworte ich schwammig und hochtrabend, ich wolle über »Räume, Architektur und Zugehörigkeit« schreiben.

»Zu viel reden macht immer Probleme«, sagt er. Ich schreibe diesen Satz in mein Notizbuch, in dem Moment, als er ihn äußert, genau so, wie er ihn gesagt hat. Ich habe kein Wort hinzugefügt. Ich habe auch nichts weggelassen.

In New Orleans geben wir die Richtung danach an, wo wir uns im Verhältnis zum Mississippi befinden, im Verhältnis zum Wasser. Unser Haus war von Wasser umringt. Fünf Kilometer hinter uns schlängelte sich der Mississippi entlang. Keinen Kilometer entfernt, im Westen beziehungsweise im Süden, lagen der Industrial Canal und der ihn kreuzende Intra-coastal Waterway. Lake Pontchartrain befand sich drei Kilometer nördlich. Ganz im Osten lag die Rigolets, ein Wasserweg von Lake Pontchartrain bis nach Lake Borgne, einer brackigen Lagune, die sich zum Golf von Mexiko hin öffnet. Wir waren von Booten, Frachtschiffen und Zügen umgeben, von Ankünften und Abfahrten – keinen Steinwurf weg von der Old Road, wie die Old Gentilly Road bei uns hieß. Mein Vater, Simon Broom, fuhr über die Old Road zur Arbeit bei der NASA. Später fuhr

dann mein Bruder Carl über die Old Road zu seiner Arbeit bei der NASA. Dieselbe Straße, die gleiche Stelle als Wartungsarbeiter, zwei unterschiedliche Männer. Jetzt ist die Straße nicht mehr befahrbar, weil mittendrin illegal abgeladene Autoreifen und anderer Müll den Weg versperren. Die Schienen, die oben an der Old Road entlangführen, wurden in den 1870er Jahren im Auftrag der Louisville and Nashville Railroad verlegt, deren Züge in meiner Kindheit und Jugend fast jede Nacht dort vorbeifuhren. Ihr Rattern und Röhren bildete die Geräuschkulisse vor meinem Fenster, bei der ich zu schlafen versuchte. Wäre die Old Road noch frei, würde sie nach Michoud führen, dem Viertel, in dem sich nach dem Vietnamkrieg viele vietnamesische Einwanderer niedergelassen haben, oder zum Friedhof Resthaven, wo Alvin, mein bester Kindheitsfreund, begraben liegt, oder aber zum NASA-Werk, wo die Triebwerke für das Apollo-Raumfahrtprogramm gefertigt wurden und heute Hollywood-Fantasien wahr werden: Die Weiten des ungenutzten Geländes werden oft als Filmkulisse verpachtet.

Indem ich euch hierher zum Gelben Haus führe, verstoße ich gegen alles, was ich je gelernt habe. *Ihr wisst ja, unser Haus ist nicht so behaglich für andere*, sagte meine Mutter immer.

Bevor das Haus zu dem Gelben Haus wurde, als das ich es mein Leben lang gekannt habe, war es ein grünes Haus, als das es meine elf Geschwister kannten. Die Fakten aus der Welt vor mir prägen mein Leben, sie geben ihm Gestalt und Kontext. Das Gelbe Haus war Zeuge unseres Lebens. Als es zusammenbrach, zerbarst etwas in mir. *Fang so an, wie du enden willst*, sagte meine Mutter immer. Aber mein Anfang geht mir weit voraus. In einer Hinsicht geben die Abwesenden uns Macht über sich: Sie sprechen kein Wort. Wir können über sie sagen, was wir wollen. Und doch umschweben sie uns weiter, zeigen hinter unserem Rücken mit dem Finger auf uns. Es bleibt kein anderer Weg als der in die Tiefe.

ERSTE BEWEGUNG

DIE WELT

VOR MIR

Unser Unbewusstes ist einquartiert. Unsere Seele ist eine Wohnung. Und wenn wir uns an »Häuser« und »Zimmer« erinnern, lernen wir damit, in uns selbst zu »wohnen«.

GASTON BACHELARD

I AMELIA »LOLO«

In die Welt vor mir, die Welt, in die ich geboren bin, die Welt, zu der ich gehöre, wurde meine Großmutter Amelia, die Mutter meiner Mutter, 1915 oder 1916 hineingeboren, als Kind von John Gant und Rosanna Perry, einer schattenhaften Frau, über die nur Schnipsel bekannt sind. Nicht einmal die Schreibweise ihres Vornamens ist gesichert. In den Jahren 1910 und 1920 taucht sie kurz in den Volkszählungsunterlagen von Lafourche Parish auf. Aus diesen Aufzeichnungen erfahre ich, dass meine Urgroßmutter in Raceland, Louisiana, lebte, weder lesen noch schreiben konnte und verwitwet war. Neben dem Namen meiner Urgroßmutter wird kein wie auch immer gearteter Beruf angegeben. Das sind die Fakten, wie sie dort verzeichnet stehen, aber hier ist die Geschichte, wie die Generationen sie einander erzählt haben.

Rosanna Perry hatte fünf Kinder: Edna, Joseph, Freddie, meine Großmutter Amelia und Lillie Mae. Die Ärzte hatten Rosanna gewarnt, ein weiteres Kind könne ihr Tod sein; trotzdem kam im August 1921, als Amelia fünf oder sechs Jahre alt war, Lillie Mae zur Welt. Es hieß immer, meine Urgroßmutter Rosanna Perry sei bei der Geburt gestorben, mit vierunddreißig, aber die, die es wissen könnten, leben nicht mehr und können es weder bestätigen noch bestreiten oder alternative Theorien aufstellen, und eine Sterbeurkunde ist nicht aufzufinden. Wie auch immer es gewesen sein mag, Rosanna verschwand.

Ihr Sohn Joseph war das einzige ihrer Kinder, das je mit ihr unter einem Dach lebte. Wohin die anderen vier Kinder nach der Geburt kamen, warum sie dorthin kamen und bei wem sie wohnten, bleibt unklar. Sollte Rosanna bei Lillie Maes Geburt also doch nicht gestorben sein, hätte meine Großmutter Amelia trotzdem keine Mutter gehabt.

Amelia kam auf der Ormond Plantation zur Welt, die nach einer Burg in Irland benannt ist und neben der sämtliche im Louisiana-Kolonialstil

nachgebauten Plantagen auf den karibischen Inseln matt und schäbig wirken würden. Bis heute thront die Ormond-Plantage hochmütig, als ginge sie nichts etwas an, über der River Road in Louisiana, einer mehr als hundert Kilometer langen, zweispurigen Straße, eng an die Windungen des Mississippi geschmiegt, dessen Wasser meist hinter Deichen verborgen bleibt, die an Maulwurfshügel erinnern. Aktuelle Reiseprosperkte nennen die Straße die »legendäre Great Mississippi River Road«. Von »prachtvollen Häusern, Plätzen voller Leben, gepflegten Gärten und zahlreichen schmucken und adretten Sklavensiedlungen« ist in den Beschreibungen aus der Blütezeit vor dem Bürgerkrieg die Rede, als in Louisiana tonnenweise Zuckerrohr, das »weiße Gold«, angebaut und verarbeitet wurde und den weißen Plantagenbesitzern Reichtum und Macht über Generationen hinweg sicherte.

Nirgendwo aber prahlen die modernen Marketingmaßnahmen damit, wie sich 1811 der größte Sklavenaufstand der amerikanischen Geschichte, eine rund fünfhundert Menschen starke Armee mit dem strategischen Ziel New Orleans, zwei Tage lang die River Road entlangwälzte und nur haltmachte, um sich auf den Plantagen mit weiteren Waffen auszustatten und anschließend die Häuser in Brand zu stecken. Sie kamen damals verhältnismäßig weit, schafften zweiunddreißig von 65 Kilometern, bis eine ortsansässige weiße Bürgerwehr sie aufhielt. Manche der Sklaven entkamen; andere wurden an Ort und Stelle erschossen. Von den Unglücklichen, die vor Gericht landeten, wurden die allermeisten enthauptet, und ihre Köpfe wurden auf Pfählen an den Deichen entlang der River Road zur Schau gestellt – sechzig Kilometer Köpfe, die grausigen Trophäen verknöchertes Weißer.

Heute wird die »säulenbewehrte Pracht« (wie ein aktueller Prospekt es beschreibt) der Plantagen an der River Road von petrochemischen Raffinerieanlagen flankiert und überragt, die aus ihren silbrigen Nüstern giftige Dämpfe ausstoßen.

Lange vor dem Beinahe-Ende, als meine Großmutter ihre eigene Lebensgeschichte bereits vergessen hatte, beanspruchte sie den Juli 1916 als ihr Geburtsdatum, obwohl die offizielle Eintragung erst ein oder zwei Jahre

nach dem Ereignis erfolgte. Festgeschriebene Fakten, das wusste Amelia, waren wichtig für Geschichten, selbst wenn sie sich nicht beweisen ließen.

Sie war nach Emelia benannt, der Mutter ihres Vaters John Gant, die sie nie kennenlernen sollte. Grandmothers Namenspatronin herrschte über eine große Familie, die ihr ganzes Leben in St.Charles Parish zugebracht hatte, wo auch die Ormond-Plantage liegt, namentlich in einer Ortschaft, die heute St.Rose heißt, damals aber Elkinsville, nach dem befreiten Sklaven Palmer Elkins, der dort in den 1880er Jahren für sich und seine Familie eine autarke Dorfgemeinschaft begründete, vier unbefestigte Straßen, die nach der Reihenfolge, in der sie entstanden, auch benannt wurden: First, Second, Third und Fourth Street. Die Gants waren hochgewachsene, grüblerische Männer und in der Ortschaft wohlbekannt. Samuel Gant, der Bruder von Amelias Vater, war Pastor der Baptistenkirche Mount Zion, die in späteren Jahren auch Grandmothers Kirche werden sollte: Ihre Totenmesse fand dort statt, und ihr Sohn Joseph versieht dort bis heute seinen Dienst als Diakon.

Zu irgendeinem Zeitpunkt in Amelias Kindheit, wann, weiß niemand so genau, verließ sie ihren Geburtsort St.Rose und kam in das eine halbe Autostunde entfernte New Orleans, um bei ihrer ältesten Schwester zu wohnen. Edna war inzwischen mit Henry Carter verheiratet, von allen nur Uncle Goody genannt. Sie war Zeugin Jehovas, und die kleine Amelia wurde ihre rechte Hand, schleppte den *Wachturm* durch die Straßen der Stadt, auf langen Ausflügen zur Rettung armer Seelen, die aber nur wenig Ertrag brachten. Selbst ließ sich Amelia nie bekehren; ihr Geist war zum Widerstand gemacht.

Edna und Uncle Goody wohnten im Westen der Stadt, an der Philip Street, in einer Gemeinschaft aus lauter Frauen, in der sich offenbar alle anders nannten, als sie auf dem Papier hießen, und die Familienbande eher auf Bedürfnissen als auf Blutsverwandtschaft fußten. Auch der Name, den man sich selbst aussucht, so sahen es wohl diese Frauen, kann einen Stammbaum begründen.

Zwei Schwestern der verschwundenen Rosanna Perry waren Teil dieser Gemeinschaft. Die Älteste wurde von allen »Mama« genannt. Mama

hörte aber auch auf den Namen Aunt Shugah, angeblich die kreolische Version des englischen Wortes *sugar*, die das ursprüngliche Wort aber im Grunde nur mit einer leichten Akzentverschiebung versieht. Aunt Shugahs richtiger Name lautete Bertha Riens. Zudem war sie die Schwester von Tontie Swede, was die Abkürzung für *sweetie* sein sollte. Aunt Shugah war die leibliche Mutter einer Frau, die sich grundsätzlich nur TeTe nannte und für Amelia zur Schwester wurde, obwohl sie in Wahrheit Cousinen waren.

Diese Frauen, die so eng beieinander lebten, bildeten ein Zuhause. Sie waren der reale Ort, an dem Amelia lebte – viel realer als die Stadt New Orleans. In dieser Welt wurde Amelia zu Lolo, eine ganz und gar neue Abwandlung ihres Namens, deren Ursprung niemand dingfest machen kann. Sie wurde nur noch Lolo genannt, niemand sprach je wieder ihren Taufnamen aus, nicht einmal ihre späteren Kinder, was einerseits eine Distanz zwischen Kind und Mutter schuf, andererseits aber auch eine übernatürliche Form der Nähe und des Erkennens.

Lolos Leben beinhaltet stumme Sprünge, für die es nur wenige fassbare Belege gibt. Schließlich aber tauchen hier und da Tupfer von Geschichten auf: Grandmother war ein kleines Mädchen und wohnte bei ihrer Schwester Edna, dann war sie plötzlich vierzehn Jahre alt und lebte in einer Pension an der Tchoupitoulas Street im New Orleanser Viertel Irish Channel.

Neben der jungen Lolo wohnten in dieser Pension auch John Vaughan und seine Frau Sarah McCutcheon, der Frau, die Lolo später »Nanan« nennen und als ihre Mutter betrachten sollte und zu der Lolos Kinder – Joseph, Elaine und Ivory – »Grandmother« sagten. Sie war als Sarah Randolph geboren und durch Heirat zu Sarah McCutcheon geworden; und obwohl sie nicht Lolos leibliche Mutter war, verhielt sie sich doch so, mit allen Rechten und Freiheiten. Manchmal, wenn Sarah McCutcheon aufgebracht war, verkündete sie: »Ich bin die Tochter von Aunt Carolina«, auch wenn niemand wusste, wer diese Aunt Carolina sein sollte. Und niemand traute sich, zu fragen. Es blieb ein verblüffendes Rätsel.

Über Sarah McCutcheon werden zwei Geschichten erzählt: Sie hat-

te Lolo großgezogen und einmal ein Restaurant geführt, das schließen musste, weil ein Mann, den sie liebte, mit ihrem gesamten Vermögen durchgebrannt war. Zuvor allerdings hatte Sarah Randolph Emile McCutcheon geheiratet und mit ihm eine Zeit lang in St. Charles Parish gelebt. Dort muss sie wohl Lolos Vater, John Gant, kennengelernt haben oder auch Lolos Mutter, Rosanna Perry.

Von Sarah McCutcheon lernte Lolo, das Göttliche im Alltäglichen zu entdecken. Von ihr lernte sie auch, den eigenen Körper zu kleiden und ein Haus so einzurichten, als wäre es ein anzukleidender Körper. Bei ihr sah sie mit eigenen Augen, dass Kochen ein schützenswertes Ritual war, eine regelrechte Séance. *Grandma McCutcheon besaß einen gewaltigen, dickbäuchigen Herd aus schwarzem Gusseisen. Das beste Essen, das ich je gegessen habe, da lass ich nichts drauf kommen. Fleischklößchen mit Tomatensoße, Brathähnchen, Fleischeintopf mit Kartoffeln. Sogar die Biscuits machte sie immer selbst. Sie hat Root Beer angesetzt und es in Flaschen abgefüllt. Und dann machte sie immer diese Tomaten, von Salat wussten wir damals ja nichts. Sie schnitt die Tomaten hauchdünn und gab sie mit Essig und Zucker in eine Schüssel. Den Saft tranken wir dann.* Dies ist meine Mutter, Ivory Mae, die hier selbst erzählt.

Beim Kochen musste man es *richtig* machen, denn Lebensmittel trugen alles erdenklich Schlechte und alles erdenklich Gute in sich, und beides wartete nur darauf, freigesetzt zu werden. Aus diesem Grund galt es beispielsweise, vor dem Verzehr einer Gurke deren beide Enden aneinanderzureiben, *um das Fieber auszutreiben*. Und allen Schleim aus den Okra herauszukochen, bevor man sie servierte. Warum? Danach fragte man lieber nicht, denn Fragen von Kindern und jungen Menschen an Ältere waren nicht gestattet. Man sah Erwachsenen auch nicht in die Augen. Als Kind sprach man mit anderen Kindern. Das diente dem eigenen Schutz.

Aber selbst wenn jemand einmal nach dem Warum fragte, antwortete Sarah McCutcheon meist nur: »Weil die das so sagen.« »Die« waren allwissend und allgegenwärtig und bedurften keiner weiteren Erläuterung.

Jede Mahlzeit war ein Schöpfungsakt, von Grund auf neu ersonnen, in dem sich Aroma und Geschmack vereinigten. Das brachte Sarah McCutcheon Lolo gewissenhaft bei. Und Lolo brachte es ihren drei Kindern

bei. Wenn meine Mutter mit ihrer Schwester und ihrem Bruder für eine Mahlzeit Kräuter hackte, mussten diese so fein sein, dass man sie im fertigen Gericht nicht mehr ausmachen konnte. Grob Gehacktes war unkultiviert, es hieß, dass man keine Sorgfalt walten, sich keine Zeit gelassen hatte. Was nicht appetitlich aussah, so brachte Sarah McCutcheon es Lolo bei – und Lolo dann ihren eigenen Kindern –, konnte auch nicht schmecken, und dieser winzige Keim der Überzeugung, dass das Erscheinungsbild den Geschmack bestimmt, wurzelte tief, vor allem in meiner Mutter Ivory Mae, die bis heute nichts isst, was nicht *richtig* aussieht.

Mit vierzehn war Grandmother, laut den Volkszählungsunterlagen des Jahres 1930, seit einem Jahr nicht mehr zur Schule gegangen. Sie hatte den Unterricht nach der fünften Klasse abgebrochen, konnte also lesen und schreiben. Vor allem aber konnte sie arbeiten, und damit nimmt jede Ichwerdung ihren Anfang.

Lolo arbeitete hart für das, was sie wollte, aber was genau das war, änderte sich ständig. Sie war pragmatisch, ehrgeizigen Menschen, die noch nicht recht am Ziel waren, sagte sie oft: »Mit Geld für Bier kannst du keinen Champagner kaufen.« Die Matriarchin einer Familie, für die Lolo putzte, schenkte ihr oft aussortiertes Porzellan und aufwendige, schwere Vorhänge. Diese schönen, häufig sehr empfindlichen Dinge erforderten eine ganz besondere Behandlung. Es waren Objekte, durch die man langsamer wurde, etwas vom eigenen Ungestüm verlor. Die Familie förderte Lolos Liebe zum Schönen. Entfacht aber hatte sie längst Sarah McCutcheon.

Auch Männer fielen für Lolo in die Kategorie des Schönen. Einer davon war Lionel Soule. Als verheirateter Mann und gläubiger Katholik, dessen Frau keine Kinder bekommen konnte, zeugte er Lolos drei – Joseph, Elaine und Ivory –, anwesend war er aber nur als Name und vermachte Elaine und Ivory damit einen Nachnamen, Soule, der in den richtigen Kreisen etwas über sie aussagte. Lionel Soule stammte von freien People of Color ab; unter seinen Vorfahren war auch Valentin Saulet, ein französischer Sklavenhalter, der in der Gründungsphase der Stadt als Lieutenant bei der französischen Kolonialregierung tätig war. Ein fran-



zösischer oder spanischer Vorfahr bekräftigte das Geburtsrecht in einer Stadt, die fünfundvierzig Jahre lang unter der Kolonialherrschaft Frankreichs gestanden hatte, danach weitere vierzig Jahre von Spanien regiert wurde und dann noch einmal ganze zwanzig Tage an die Franzosen fiel, bevor sie 1803 an Amerika verkauft wurde, in einer Stadt, in der es schon 1722 eine gesellschaftliche Dazwischen-Schicht gab, die weder aus versklavten Afrikanern noch aus freien Weißen bestand, sondern eben aus People of Color, die häufig über eigenen Besitz verfügten – über Häuser natürlich, mitunter aber auch über Sklaven, und das zu einer Zeit, in der die Kombination der Begriffe »frei« und »People of Color« mehr als selten war. Diese Gruppe – die sich selbst häufig als kreolisch bezeichnete, Franzosen, Spanier und amerikanische Indigene als Vorfahren anführte und, falls nötig und falls ihr danach war, als weiß durchging – erhielt auch Zugang zu Berufsfeldern, die eigentlich den Weißen vorbehalten waren: Künstler (Maler, Opernsänger, Bildhauer) oder Metallarbeiter, Schreiner, Ärzte und Anwälte.

Nicht zuletzt deshalb war mein Onkel Joe verwirrt und enttäuscht, dass er, obwohl Lionels Sohn, den Mädchennamen seiner Mutter, Gant, trug. Er sagt, er habe immer geglaubt, er hieße Joseph Soule, bis er als Erwachsener in die Navy eintrat, wo der Sergeant Joseph Gant aufrief, den Namen auf Joes Geburtsurkunde, und meinen Onkel, so erzählt er es heute, dazu veranlasste, sich suchend umzuschauen »wie der hinterletzte

Depp«. Als er von seiner Mutter wissen wollte, warum er den Nachnamen seines Großvaters bekommen habe, sagte diese: »Sei froh, dass du überhaupt einen Namen hast.«

Lolo hatte dunkle Haut, sie war attraktiv und besaß starke, feste Beine, nach denen die Männer gern griffen. Es gibt nur ein Foto von der jungen Lolo – mit zurückgekämmtem Haar und kurzem, eingedrehtem Pony, der über die ganze Breite ihrer Stirn reicht –, aufgenommen im Magnolia Studio, dem einzigen Schwarzen Fotostudio der Stadt. Der Wartebereich war äußerst eindrucksvoll. Zu Werbezwecken hingen drinnen wie draußen Fotografien von »großen und nicht ganz so großen Namen«. Wollte man wissen, ob der Mensch, dem man gerade auf der Straße begegnet war, etwas darstellte, suchte man ihn an den Wänden im Magnolia Studio.

Auf dem Foto trägt Lolo eine Hornbrille im Cateye-Stil und ein puderblaues Kleid mit weißen Akzenten an Kragen und Taschen. Ihre Schuhe sind blendend rot – vom Fotografen nachkoloriert –, ihre Knöchel wirken breit in den Pumps. Sie steht sehr aufrecht da, einen Arm mit leicht geöffneter Hand auf die Säule gestützt, die als Requisit dient, den anderen in die rechte Hüfte gestemmt. Sie hat Augen, die meine Mutter als tanzende und ich als lachende Augen bezeichnen würde. Zu lächeln braucht sie nicht, sie weiß Bescheid.

Lionel Soule bekam seine beiden Erstgeborenen, Joseph und Elaine, nur ein paarmal zu Gesicht, bei hektischen Übergaben, wenn meine Großmutter am Hafen erschien, wo er arbeitete, um gefaltete Geldscheine aus seiner Hand entgegenzunehmen. Auntie Elaine erinnert sich an folgendes Detail: »Bei jedem Wort hörte man seine Dritten laut aufeinander schlagen, klack, klack, klack.« Und meine Mutter dachte in ihrer frühen Kindheit wie folgt über ihren Vater: *Ich habe gar nicht gewusst, dass ich einen Vater habe. Ich habe immer geglaubt, ich bin einfach da. Ehrlich. Ich habe geglaubt, er ist tot. Wenn er nie kommt, habe ich mir gedacht, muss er ja tot sein.* Was auch erklärt, warum meine Mutter beim einzigen Mal, als ihr Vater Lionel zu Besuch kam, wegrannte und sich hinter einer Tür versteckte. Anstatt auf sie zu warten oder sie wieder hervorzulocken, ging Lionel Soule und kam nie wieder. *Hat man je was Erbärmlicheres gehört?*